

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Onkel Julius
Autor: Schiödte, Harald
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576257>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Onkel Julius.

Nachdruck verboten.

Von Harald Schjödte. Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

Onkel Julius hatte schöne, hellgelbe Locken, große, braune Augen, runde, frische, pfirsichweiche Wangen und einen allerliebsten, kleinen, roten Mund. Er war zu der Zeit, da diese Geschichte spielt, drei Rufe hoch, sprang und lief auf ein paar kurzen, dicken Beinen herum, die unter dem kurzen Röckchen zwei kleine, nackte Knie zeigten, während dasselbe kurze Gewand nach oben einen kleinen, vollen, sonnenverbrannten Hals und ein paar dicke, runde, ebenfalls von der Sonne gebräunte Arme freiließ. An diesen Armen saßen zwei Hände, die wohl schön anzusehen waren, aber infolge der unbefleglichen Neigung des kleinen Mannes, in der Erde herumzuwühlen, selten oder nie rein waren — jedenfalls nicht im Sommer — und daher mehrmals täglich einem Reinigungsprozeß unterworfen werden mußten. Onkel Julius war sich selbst nicht ganz klar darüber, wie lange Zeit seit seiner Geburt vergangen war, und gab deshalb den Leuten, die sich an ihn wandten, verschiedene Zahlen an. Doch aus seinem Taufzeugnis ging zur Genüge hervor, daß er zu damaliger Zeit ungefähr dreieinhalb Jahre zählte. Dreieinhalb Jahre sind ja gerade kein besonders ehrwürdiges Alter, besonders nicht, wenn man Onkel ist; aber trotz seines jungen Alters trug Julius seinen Onkelnamen mit Stolz und Würde, und mit zweifellosem Recht; denn er war ein veritaibler, unverfälschter Onkel. Als sein Vater, der reiche Staatsrat Bruun, sich in seinem zweiundsechzigsten Jahr mit einer achtundzwanzigjährigen Dame verheiratete, hatte er bereits aus voriger Ehe zwei verheiratete Töchter, die wieder Mütter mehrerer Kinder geworden waren, unter denen sich nicht wenige schöne, heiratsfähige Mädchen befanden. Als nun Julius ein Jahr nach der Hochzeit des Staatsrats zu aller Verwunderung als Weltbürger debütierte, erhob sich ein allgemeiner Jubel bei allen Enkeln des Staatsrats über den kleinen Onkel, den sie so unerwartet bekommen hatten, und Julius, der sich vom ersten Tag an als ein schöner, kräftiger und zugänglicher Junge gezeigt, wurde bald das Nesthäkchen der ganzen Familie und namentlich für die jüngsten Familienmitglieder ein beliebter Spielkamerad. Alle machten sich ein Vergnügen daraus, den Jungen Onkel zu nennen, ein Titel, der schließlich so allgemein wurde, daß man gar nichts Merkwürdiges mehr daran fand.

Nicht selten geschah es, daß von den Kindern der Töchter die Bitte an den Staatsrat erging, man möchte ihnen Onkel Julius ein paar Stunden zum Spielen „borgen“. Wurde die Bitte, was in der Regel geschah, bewilligt, dann fuhr Julius in seiner weißlackierten Equipage, die von Hansine, seinem schönen kleinen Kindermädchen, gelenkt wurde, zu einer jubelnden Schar von Nefen und Nichten, die ihn vergötterten. Sie hätten nicht mehr Aufhebens mit ihm machen können, wenn er ein richtiger, alter, brummiger, gebrechlicher, reicher Junggeselle gewesen wäre, dessen Geld sie bald unter sich teilen konnten.

Onkel Julius wurde sehr häufig ausgeliehen und von allen verhätschelt; aber der kleine Bursche selbst das Gefühl zu haben, daß er sich nicht merken lassen durfte, wie sehr er sich von der Aufmerksamkeit, deren Gegenstand er war, geschmeichelt fühlte. Anscheinend blieb Julius von den vielen Liebesjungen ganz unberührt und war nach wie vor ein guter kleiner Junge, in dessen großen, braunen, ausdrucksvollen Augen fast eine Art Verwunderung über all das Halloh zu

lesen war, das man mit ihm anstellte. In der Regel war er auch ein artiger Junge, aber nur in der Regel; denn wenn man schon dreieinhalb Jahr und ein Junge ist, dann ist man selbstverständlich nicht immer artig. So kam es denn auch vor, daß von den schon erwachsenen Nichten oder Nefen ein oder der andere sagte: „Höre, Onkel Julius, wenn du jetzt nicht artig bist, dann bekommst du einen Klaps!“

Namentlich Fanny, die älteste Enkelin des Staatsrats, mußte oft mahnend gegen ihren kleinen Onkel auftreten. — Fanny, das schöne, hellblonde Mädchen, die wegen ihrer Schönheit und ihrer Anmut, wegen ihres muntern Sinnes und ihres natürlichen Wesens in weitesten Kreisen bekannt und beliebt war. Das junge Mädchen vergötterte den Kleinen; aber auf Grund ihrer achtzehn Jahre war sie natürlich in ihrer Liebe vernünftiger zu ihm als die Kleinen und gebot Gehalt, wenn sie glaubte, daß sie in ihrer Verhättschung zu weit gingen, oder der Kleine sich nicht so benahm, wie er sollte und mußte. Doch obwohl Fanny die einzige war, die sich ernstlich Mühe gab, seine Unarten auszurotten, war sie doch von allen diejenige, die Julius am meisten liebte. Er war am liebsten bei ihr und saß gern auf ihrem Schoß, die dicken Arme um ihren Hals geschlungen, während sie ihm all die wunderbaren Märchen erzählte, die sie kannte. Er war natürlich auch meistens artig, wenn sie zur Stelle war.

In ihrer Gegenwart zog er nie „Musse“, Onkel Christians kleinen Hund, am Schwanz oder wühlte in Tante Emmas Waffin mit den Goldfischen herum — sonst ja machte es ihm den größten Spaß, wenn die armen Fische vor lauter Angst nach allen vier Windrichtungen auseinanderstoben. Er wußte auch noch, wie schlimm es ihm ergangen war, als er sich trotz Fannys strengem Verbot zu der Wiege der kleinen Ellen geschlichen und ihr die Augen aufgerissen hatte, um zu sehen, ob sie schlafte. Ebenso erinnerte er sich daran, wie er Fräulein Engberg, Karens und Willtams Lehrerin, einen scheußlichen, dicken Sperling genannt hatte, weil sie ihm auf die Finger geschlagen. Besagtes Fräulein hatte es sich nämlich in pädagogischem Eifer in den Kopf gesetzt, Onkel Julius trotz seines jugendlichen Alters das Zählen beizubringen. Zu diesem Zweck hatte sie zehn kleine Stücke Schokolade vor ihm auf einen Tisch gelegt und ihn dann verlassen, damit er sich in aller Einsamkeit im Zählen dieser Stücke üben könne; sie hatte ihm versprochen, wenn sie zurückkomme und er die Zahlen von eins bis zehn ordentlich vorwärts und rückwärts wisse, wolle sie ihm erlauben, die ganze Schokolade aufzuessen. Doch als Fräulein Engberg zurückkam, hatte Onkel Julius natürlich sämtliche zehn Stücke längst aufgefressen und behauptete außerdem mit größter Freude, bald, es seien acht, bald, es seien zwei oder sieben gewesen — er wußte es eben selbst nicht. Als das Fräulein ihm dann auf die Finger geklopft und er in seinem Groll darüber sie einen „dicken Spak“ genannt, hatte Fanny, zu der er gelaufen war, ihn tüchtig ausgescholten und ihm gesagt, er wäre ein häßlicher, unartiger Junge. Sie nahm ihn derartig vor, daß er zuletzt brüllend zu Fräulein Engberg ging und sie um Verzeihung bat.

Das Landhaus des Staatsrats lag draußen am Strandweg, nur wenige Minuten von Vedbaek. In den brennenden Strahlen der Augustsonne lag die schmucke, weißbemalte Villa, gleichsam heißglühend in der Mittagssonne da oben auf einem Hügel

und vom Strandweg durch große, gut gehaltene Rasenplätze getrennt, die mit prachtvollen, exotischen Zierblumen bepflanzt waren. Wenn der staubbedeckte Park und die Villa vom Sonnenschein gebraten wurden, dann sahen sie von der Landstraße so stumpf und leblos aus, als wären sie von Gott und den Menschen verlassen. Der Staatsrat war wie gewöhnlich in sein Bureau nach Kopenhagen gefahren, seine Frau war auch in der Hauptstadt bei guten Freunden und Bekannten zum Besuch, und nur Fanny, die den ganzen Sommer beim Großvater bleiben sollte, weilte für den Augenblick allein in den geräumigen, herrschaftlich ausgestatteten Zimmern. Sie hatte sich ans Klavier gesetzt und wollte die Zeit benutzen, um Uebungen zu spielen, die weder der Staatsrat noch seine Frau besonders gerne hörten, und der Laut der Takte und Fingerläufe, die fortwährend wiederholt wurden, bis der höchste Grad von Fingerfertigkeit erreicht war, paßte als musikalische Begleitung ausgezeichnet zu dem Bild von Geistesverlassenheit, den der Park und die Villa von außen boten.

Draußen im Garten am Staket, gerade am Strandweg, saß Hansine mit Julius auf einem Rasenstücken, im Schatten eines großen Kastanienbaums. Hansine hatte ihren Strickstrumpf in Händen, und auf ihrem Schoß lag das schöne, aber traurige Lied von Hjalmar und Hulda, wie sie ihn zwar hinterging, aber wie die beiden zuletzt doch vereinigt wurden und nun zusammen im Grab ruhen. Das Lied besteht aus dreiundzwanzig Versen und geht nach einer ziemlich einformigen Melodie; also war es kein Wunder, daß die kleine Hansine, die wegen der großen Gesellschaft, die Staatsrats am vorigen Abend gegeben hatten, ziemlich spät zu Bett gekommen war, in der schwülen Hitze immer verchlafener wurde, je mehr sie sich durch das Lied durchkämpfte. Mit freudigem Mut hatte sie den Gesang begonnen, wie „Hjalmar stumm auf blumenbekleidetem Hügel saß“ und wie — was übrigens höchst begreiflich war — „sein Herze schlug, als der Westwind ging“. Als sie aber zum neunzehnten Vers gekommen war, der da anfängt: „Als Hulda ohnmächtig am Boden lag“ — da konnte es Hansine nicht länger aushalten: von Hitze und Schläfrigkeit überwältigt, lehnte das kleine Dienstmädchen den Kopf an den harten Baumstamm und versank in einen tiefen Schlaf.

Der kleine Julius saß wie gewöhnlich in die internationale Beschäftigung aller Kinder der ganzen Welt vertieft: er buddelte mit den Händen in der Erde. Er wollte einige recht große Steine finden, um sie in den kleinen Blechimer zu werfen, den er zwischen seinen kleinen, dicken Beinen stehen hatte. Neben ihm lag ein Schaukelpferd und eine Peitsche, und schief saß auf seinem Kopf ein stattlicher dreifantiger Hut aus Papier, den ihm Fanny gemacht und mit einigen draufgeklebten Goldstreifen und einer schönen Gänsefeder versehen hatte. Er sah furchtbar ernst aus, als er so dasaß und Steine in den Eimer warf. „Sieben, fünf, eins, drei!“ konnte man ihn zählen hören; das waren Erinnerungen an Fräulein Engbergs so total mißglückten Rechenunterricht. In demselben Augenblick flatterte ihm ein Schmetterling an seiner kleinen Nase vorüber. Auf Schmetterlinge ging Julius ebenso wild aus, wie junge Hunde auf Sperlinge, und er konnte keinen einzigen sehen, ohne sofort hinter ihm herzulaufen. Jetzt vergaß er Steine und Eimer und fing an, hinter dem Schmetterling mit den Händen herzuklatschen, um ihn zu fangen; doch das kleine, bunte Wesen war zu geschickt, und so sehr er auch seine kleinen Beine brauchte, es nützte ihm nicht das geringste. — Der Schmetterling flatterte bald nach rechts, bald nach links, war aber beständig vor dem Jungen und flog schließlich über das Staket auf die Landstraße. Julius rüttelte an der Tür, und es gelang ihm auch schließlich sie aufzubekommen, worauf er, so schnell ihm seine Beindchen tragen konnten, dem Flüchtling über die Landstraße nachlief.

Er war bereits ein weites Stück gelaufen, als der Schmetterling plötzlich verschwand; er flog über eine Hecke in einen Garten, wo er sich auf einer Blume niederließ. Julius blickte durch eine offenstehende Tür in den Garten hinein, konnte aber den Schmetterling nirgends entdecken. Dafür kam aber ein anderer geflattert, der noch weit größer war und weit schönere Farben hatte, die herrlich im klaren Sonnenschein glitzerten. — Den mußte er haben! Und Julius lief in den Garten über die schönen Rasenplätze auf ein großes Blumenbeet zu, über dem der schöne Schmetterling sich lustig tummelte.

„Holla, mein kleiner Freund, wo willst du denn hin?“

Der Junge hielt plötzlich in seinem Lauf inne, blickte sich nach allen Seiten um und konnte gar nicht begreifen, woher

diese Stimme kam. Er wandte und drehte sich und riß Mund und Augen auf.

„Kuckuck!“ sagte die Stimme wieder, und diesmal entdeckte Julius, woher sie kam.

Oben in einer Hängematte, die zwischen zwei dicken Zweigen ausgespannt war, lag ein junger Herr in äußerst behaglicher Stellung. Er hatte einen Zwickel auf der Nase, eine Studentenmütze auf dem Kopf, in der einen Hand ein Buch, in der andern eine lange Tabakspfeife.

„Darf ich fragen, mit wem zu sprechen ich die Ehre und das Vergnügen habe?“ fragte der Student und blickte lächelnd auf den kleinen Jungen nieder, der bei dieser ihm ganz neuen Ansprache verwundert und verdukt dreinschaute.

„Na, wie heißt du, junger Mann?“

„Ich heiße Onkel Julius.“

„Wie heißt du?“ fragte der Student wieder; er dachte, er hätte sich geirrt.

„Ich heiße Onkel Julius,“ erklärte der Kleine in ganz bestimmtem Ton, der jedes Mißverständnis ausschloß.

Der Student sprang aus der Hängematte und stand bald unten bei dem Jungen, den er aufmerksam und mit vergnügtem Gesicht betrachtete. Mit komisch ernster Miene nahm er seine Mütze vor ihm ab. „Entschuldige, daß ich in dieser wenig ehrerbietigen Stellung liegen geblieben bin, höchstgeehrter Onkel Julius! Na, laß dich mal näher beschauen, alter Bursche!“

Der Student nahm jetzt den Jungen bei der Hand und führte ihn in eine Lindenlaube, in der eine junge Dame saß und sticte.

„Klara,“ sagte der junge Mann, „darf ich das Vergnügen haben, dir Onkel Julius vorzustellen?“

„Onkel Julius? Ach ja, das ist ja Onkel Julius, das ist Staatsrats Bruuns kleiner Sohn!“ sagte sie und erklärte dem Bruder lächelnd, warum der Kleine so genannt wurde. „Ja, ist er nicht süß? Wir kennen uns ganz genau, nicht wahr, Onkel Julius? Ich habe ihn bei Fanny Dahls, der Enkelin des Staatsrats Bruun gesehen.“

„Fanny Dahl, kennst du Fanny Dahl?“ fragte der Bruder eifrig und machte ein ganz verdühtes Gesicht. „Davon hast du mir ja nie etwas erzählt!“

„Nun, gewiß kenne ich Fanny Dahl; wir sind ja alte Schulfameradinnen. Was ist denn daran merkwürdig, daß ich dir das nicht erzählt habe? Es ist mir überhaupt nie in den Sinn gekommen, daß das für dich Interesse haben könnte!“

„Höre, meine gute Klara, du unterschätze mich wirklich meinen Geschmack in einem bedenklichen Grad, wenn du glaubst, ich könnte für eine so schöne Dame wie Fräulein Dahl kein Interesse haben. Alle Herren der ganzen Welt brennen ja vor Verlangen, ihre Bekanntheit zu machen. Jetzt habe ich mir eine Woche den Kopf zerbrochen, wie ich ihr vorgestellt werden könnte, und nun . . .“

„Und nun ist die Sache so ungeheuer einfach!“ lachte die Schwester. „Fanny ist auch ein paar Mal hier zu Besuch gewesen, hat aber gar nicht nach dir gefragt.“

„Hast du Fanny sehr lieb, Onkel Julius? Kannst du dem Herrn erzählen, wer Fanny ist?“

„Fanny ist meine Nichte,“ sagte der Kleine, der die ganze Zeit dagestanden und auf die Stelle gestarrt hatte, wo der Schmetterling verschwunden war, „und Harriet ist auch meine Nichte . . .“

„Wie viel Nichten hast du eigentlich, geehrter Onkel?“ fragte der Student.

„Ich, das weiß ich nicht; viere sind's!“ sagte Onkel Julius grübelnd; er dachte an Fräulein Engbergs Schokoladenstücke. „Sie sind alle zusammen meine Nichten: Fanny und Martha und Harriet und Karen und Ellen und Fanny und Martha und Harriet . . .“

„Na ja, und Martha und Harriet und Karen! Sehr gut, Onkel Julius; ich glaube, ich kenne sie jetzt auswendig.“

„Martha sagt, wenn man einem Huhn den Kopf abschlägt, dann fliegt es oben in die Luft, das sagt Martha.“

„Sehr merkwürdig, Onkel Julius!“ sagte der Student. „Da würde ich an Stelle des Huhnes doch vorziehen, in die Luft zu fliegen, ehe mir der Kopf abgeschlagen wird!“

„Und Martha sagt, wenn man einen Wurm in die Erde begräbt, dann kann er viele, viele Tage leben, zehn Tage . . . Glaubst du das?“

„Sprich mal vernünftig mit ihm, Alfred, daß er dich verstehen kann!“ sagte das junge Mädchen mit vorwurfsvollem Lächeln.

Doch der Student hatte keine Gelegenheit, auf diese Bemerkung zu antworten; denn der Junge fragte jetzt plötzlich:

„Kannst du Lokomotive sein?“

„Lokomotive? Hm, ich muß gestehen, Onkel Julius, daß ich meine Begabung in dieser Beziehung nicht kenne. Eine besonders hervorragende Übung als Lokomotive habe ich jedenfalls nicht. Wie benimmt man sich denn, wenn man Lokomotive ist, Onkel Julius? Glaubst du, daß ich das lernen kann?“

„Ja, dann mußt du so machen,“ sagte der Junge und lief, mit den kleinen Beinen strampelnd, über den Rasen, während er ununterbrochen rief: „Puh, puh, fut, puh!“

„Ach so,“ sagte der Student, lief dem Kleinen nach und schrie: „Puh, puh, fut, fut, puh! — Ich glaube, bei fortgesetzter Übung werde ich es wohl als Lokomotive zu etwas bringen. Das ist wirklich eine sehr angenehme, anregende Beschäftigung!“

„Brrr, halt!“ kommandierte der Kleine und stand plötzlich still.

„Halt!“ rief auch der Student. „Wollen wir uns jetzt mal ein paar Stachelbeeren pflücken, Onkelchen?“

„Ich esse auch Äpfel sehr gern, so große, dicke Äpfel!“

„Na ja, dann komm nur, das wäre gar nicht so übel; wir können ja auch zu einem Apfelbaum mit heraufahren, Onkel Julius. Na, komm, puh, puh, fut, fut!“

„Nein, höre mal, Alfred,“ sagte das junge Mädchen, das dieser Szene lachend beigeohnt hatte, „das geht ja nicht, daß der Junge hier länger bleibt; er wird gewiß zu Hause schon vermisst. Wie bist du denn eigentlich hier in unsern Garten gekommen, Onkel Julius?“

„Das war der Schmetterling, den ich fangen wollte, hier, hier ist er 'reingeflogen!“

„Aber dann ist es am besten, wenn du wieder so schnell wie möglich nach Hause kommst, mein kleiner Freund; du siehst ja, der Schmetterling ist nicht mehr hier.“

„Äpfel schmecken gut, große, dicke Äpfel!“

„Ach was, laß ihn nur erst einen Apfel essen, dann werde ich ihn schon nach Hause bringen,“ sagte der Student und ging zu einem Apfelbaum, den er schüttelte, so daß die dicken, saftigen Früchte aufs Gras herniederregneten. „So, nun sei artig, Onkel Julius! Hier hast du einen schönen Apfel, den kannst du gleich essen und hier hast du einen in die andere Hand zum weiteren Genuß. Wie viel Äpfel hast du nun bekommen?“

Der Kleine hatte bereits von dem einen Apfel ein gutes Stück abgebissen und antwortete nun nach einer Pause mit vollem Mund, äußerst nachdenklich: „Sieben!“

„Sieben? Das ist, gelinde gesagt, eine kleine Uebertreibung, Onkel Julius; aber das tut ja nichts.“

Julius knabberte weiter an seinem Apfel und machte darauf mit strahlendem Gesicht folgende Bemerkung: „Ich habe heute rote Unterhosen an.“

„Nicht möglich, Onkel Julius, nicht möglich! Das ist tatsächlich eine sehr interessante Mitteilung; ich muß gestehen, das hätte ich nie erwartet!“

„Mutter sagt, wenn ich artig bin, dann wird sie mir ein paar feine, gelbe Schuhe kaufen. Und Mutter sagt, jedesmal, wenn ich meine Hände habe, wird sie mir einen Dere schenken.“

„Das ist zweifellos ein sehr verlockender und günstiger Antrag; aber ich fürchte, Onkel Julius, daß du auf diese Weise kein besonders großes Kapital zusammenbekommen wirst.“

Der Kleine streckte seine beiden Hände vor, die mit einer schmutzigen Mischung von Erde und Äpfelsaft bedeckt waren, und sagte:

„Ich habe heute ganz reine Hände.“

„Ja, sie sind sehr niedlich, Onkel Julius; dafür bekommst du mindestens zwei Dere Honorar.“

„Nein, höre Alfred,“ jagte jetzt die Schwester, „es ist gar nicht auszuhalten, wie du mit dem Jungen sprichst. Du verstehst ja gar nicht mit Kindern zu reden; was ist denn das für eine Manier! Komm, mein süßer Junge, setz dich auf meinen Schoß und isß schnell deinen Apfel auf, damit du wieder nach Hause kannst!“

Nun setzte Klara den hübschen, kleinen Jungen auf ihren Schoß, und während er seinen Apfel verspeiste, plauderten die beiden lustig und vergnügt zusammen, während der Student lächelnd seine Pfeife dabei rauchte und die Szene schmunzelnd betrachtete.

Endlich wurde Julius aber doch mit seinem Apfel fertig, und nun meinte Klara, es wäre wohl das Beste, sie trockne ihm seine Hände schön ab, dann wolle sie ihn nach Hause zu Fanny bringen. Dagegen aber protestierte der Bruder auf das bestimmteste; denn gerade dadurch bot sich eine vortreffliche Gelegenheit für ihn, die Bekanntschaft des schönen jungen Mädchens zu machen, eine Gelegenheit, die er sich nicht entgehen lassen wollte; er behauptete, da er Onkel Julius zuerst entdeckt, so käme ihm auch mit Recht die Aufgabe zu, den Jungen wieder nach Hause zu bringen.

Klara fügte sich lachend, und nachdem sie die Hände des Kleinen in einen recht repräsentablen Zustand gebracht, gab sie ihm einen Kuß und sagte, er solle nun nett sein und mit dem Herrn zu Fanny gehen; dann könne er auch an einem andern Tag wiederkommen und recht, recht viele Äpfel essen.

„Na, komm, Onkel Julius!“ jagte der Student und nahm den Jungen bei der Hand.

Aber Julius blieb stehen und sah ihn mit großen fragenden Augen an.

„Kannst du Kamel sein?“ fragte er dann.

„Kamel! Ach ja, zuweilen sogar in ganz verblüffendem Grad! Und sollte das etwas Aehnliches wie die Lokomotive sein, dann glaube ich, kann ich das ex tempore übernehmen. Wie muß ich mich denn da anstellen, Onkel Julius?“

„Ja, dann muß ich dir auf den Rücken klettern, ganz oben auf den Rücken und auf den Hals; du mußt mich dann an den Beinen halten, und dann mußt du springen und sprechen wie ein Kamel.“

„Wie ein Kamel sprechen? Herrgott, Onkel Julius, es ist doch schon eigentlich toll genug, sich wie ein Kamel zu benehmen; aber daß ich auch noch wie ein Kamel sprechen soll, das ist



Aus der Chronik des Splezer Schilling (15. Jahrh.).

doch eine etwas strenge Forderung. Mit Verlaub, wie spricht denn ein Kamel?"

"Das weißt du nicht? Das sagt doch: Wuf, wuf, wuf, buh, buh, buh!"

"So, wirklich? Dann klettere mir nur auf den Rücken, dann werde ich so deutlich sprechen, daß mich jedes Kamel verstehen kann."

Nun half Klara dem kleinen Jungen auf des Bruders Rücken. Seine kleinen Hände schlang er um des Studenten Hals, während Alfred mit seinen Händen die dicken Beinchen des Jungen packte.

Dann drückte das junge Mädchen den Papierhut fester auf Onkel Julius' Lockenhaupt, und nun ging es im Galopp zur Tür. Sie hatte sich ein Kamel so übermütig benommen, als Alfred es tat; aber der Kleine war doch ganz zufrieden mit ihm und lachte und jubelte die ganze Zeit.

"Aber du mußt auch etwas sagen, du mußt sprechen!" erkälte Julius.

"Ja, das ist ja wahr, das habe ich ganz vergessen! Wuf, wuf, buh, buh!"

(Schluß folgt).

Die Stadtpfeiferei.

Eine Skizze aus dem Musikleben der Vergangenheit.

Mit Abbildungen*.)

I.

Laut ertönt heute der Ruf nach allgemeiner öffentlicher Kunst. Der Staat soll für sie eintreten und sie jedem seiner Angehörigen unentgeltlich vermitteln. Man glaubt mit dieser Forderung etwas Neues ausgesprochen zu haben. Das ist nur bedingt richtig; wenigstens auf dem Gebiet der Musik hat der Staat in früheren Jahrhunderten sie bereits erfüllt. In der Einrichtung der Stadtpfeiferei, wie sie vom ausgehenden Mittelalter bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein in jeder deutschen und schweizerischen Stadt bestanden hat, stellte der Staat ein Organ, das reichlich für unentgeltliche Musik sorgte. Weil diese Stadtpfeifereien etwas verwirklichten, was heute wieder erstrebt wird, sind sie von besonderem, sozusagen aktuellem Interesse. Aber auch ganz abgesehen von dieser ihrer vorbildlichen Bedeutung bieten ihre Einrichtungen soviel des kultur- und musikgeschichtlich Interessierenden, daß es sich reichlich verlohnt, einmal einen Blick auf sie zu werfen. Wir möchten im Nachstehenden versuchen, mit möglichster Benützung von schweizerischen zeitgenössischen Berichten ein Bild von ihrer Institution, vom Leben und Treiben in ihnen zu entwerfen.

In der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts tritt die Stadtpfeiferei in die Geschichte ein.

Vorher gab's außer der kirchlichen keine für voll angesehene Instrumentalmusik. Die Pflege der weltlichen Spielkunst lag ausschließlich in den Händen

fahrender Musikanten, die mit den Gauklern in die gleiche Rangordnung gehörten und nach dem Sachsenpiegel ehrlos waren. Freilich schon vor Begründung der Stadtpfeifereien bemühten sich die Pfeifer oder Spielleute durch Begründung von Bruderschaften, die unter den Schutz von Adligen gestellt wurden, sich rechtliche Stellung zu erwerben. Solche Bruderschaften gab es auch auf dem Gebiet der heutigen Schweiz. Die älteste war die 1407 zu Uznach im Gebiet der Grafen von Toggenburg gestiftete. Voll in die bürgerlichen Ehren und Rechte scheinen aber die Instrumentalmusiker erst aufgenommen worden zu sein, als sie von den Städten als Stadtpfeifer angestellt wurden. Darum ist die Begründung der Stadtpfeifereieinrichtung für die Geschichte der Instrumentalmusik von einschneidender Bedeutung.

Es scheint und ist ja auch ganz natürlich, daß die großen bedeutenden Städte mit der Anstellung von Musikern vorgegangen sind. Älteste Nachrichten davon finden wir in Deutschland in den Hansestädten Lübeck und Hamburg, in der Schweiz zu Basel. In der letztern Stadt werden im Jahr 1375 nach den Stadtrechnungen „fistulatoribus nostris pro bono anno“ (unsern Pfeifern zum guten Jahr) zwei Gulden verabreicht. Es waren damals, wo sie zum ersten Mal vorkommen, drei Mann. Später bestanden die Stadtpfeifereien meistens aus vier oder fünf Musikern, und zwar kamen zu den drei Pfeifern noch ein oder zwei Trompeter hinzu. In Luzern wurde das Amt eines Stadttrompeters im Jahr 1430 geschaffen (vorher hatte es hier nur Pfeifer gegeben), und im Seckelamtsbuch der Stadt St. Gallen ist 1490 neben drei Pfeifern ebenfalls ein „Trummetter“ verzeichnet. Wenn wir dagegen in Bern (1482) und in Basel (1547) zwei Trompeter — in letzterer Stadt die Brüder Wick von Ulm, Jacob den „Hochbleser“ und Veltin den „Zuhalter“ — finden, so spricht das in seiner Art eben nur für die größere Bedeutung und den Reichtum dieser Städte, vermöge deren sie sich den Luxus eines zweiten Trompeters leisten konnten. Die Musiker waren verhältnismäßig gut bezahlt, wie aus Vergleichung ihrer Gehälter mit denen anderer Beamter hervorgeht. Daß der Unterhalt des Stadtorchesters immerhin schon eine ziemliche Ausgabe bedeutete, können wir daraus entnehmen, daß man in Luzern 1473 aus finanziellen Gründen die Stadtpfeiferei aufheben wollte. Außer dem Gehalt erhielten die Spielleute eine Uniform. In Bern war sie schwarz und rot „weil das Stadtzeichen so geteilt ist“. Wer die Farben nicht tragen wollte, sollte auch des Rockes mangeln, jagt die dortige Stadtatzung von 1426. Wie die bildenden Künstler wurden natürlich auch die Musiker als Handwerker betrachtet und der Zunftverfassung eingereiht. Der Vorsteher einer Stadtpfeiferei war der Meister, seine Genossen hießen Gesellen, und daß für Nachwuchs gesorgt sei, wurden Lehrburschen angenommen.

Ueber die Pflichten der Stadtpfeifer werden wir am besten aufgeklärt durch den Eid, den sie in Basel zu leisten hatten und dessen Wortlaut im dortigen Eidbuch aus dem fünfzehnten Jahrhundert erhalten ist. Er lautet, in unsere Sprache gebracht, aber mit möglichster Beibehaltung des Wortlautes:

Der Pfeifer und Trompeter Eid.

Ihr werdet schwören, gemeiner Stadt getreulich und ehrbarlich zu dienen und zu warten mit pfeifen, und auch den Leuten in der Stadt, die euer begehren, und euch in folchem



Pfeifer vom Spalentor zu Basel.

*) Hier der Illustrationen haben wir mit gültiger Erlaubnis der Verwaltungsbehörde der Stiftung von Schwyber von Wartenfee dem Buch von Josef Kemp, Die Schweiz, Die Bilderschriften und ihre Architektur-Darstellungen (Zürich 1897) entnommen; ein cliché wurde uns von den Herren Gebr. Hug & Cie. freundlichst zur Verfügung gestellt.

H. D. R.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.